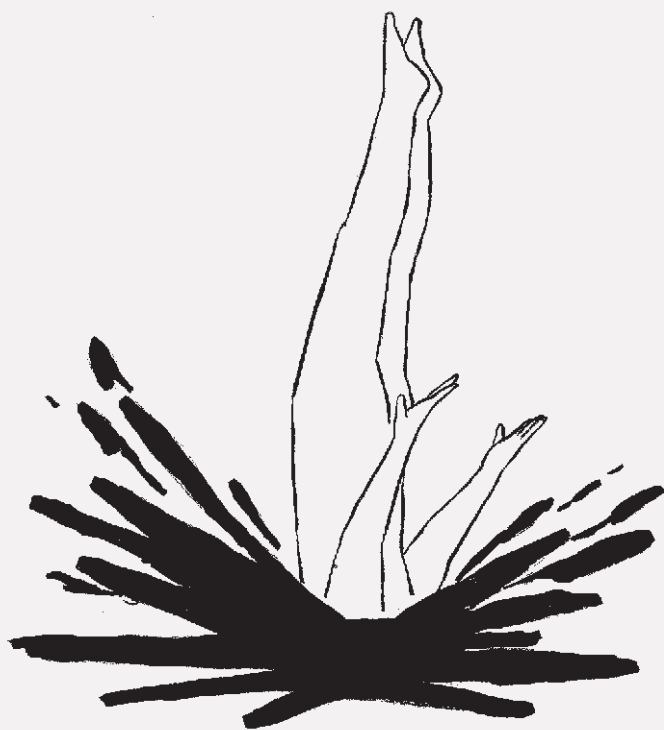


eine Kunstzeitschrift

kursiv



SPRING!

Na los doch !

Editorial

Ein abwegiges, um nicht zu sagen: blödes Thema. Kein Redaktionsmitglied erinnert sich, wie, von wem und aus welchem Anlass dieses SPRING! auf die Themenliste gekommen ist.

Aber es nützt nichts, es steht nun einmal da und will behandelt werden. Auf jeden Fall stand es auf der Liste, bevor die Million britischer Schulkinder für einen wissenschaftlichen Zweck springen mussten, um ein kleines Erdbeben auszulösen (außerdem muss die Bewegung eher als Hüpfen denn als Springen klassifiziert werden), und bevor eine Selbstmörderin in einer amerikanischen Großstadt von staugestressten Autofahrern aufgefordert wurde: „Spring endlich, du Sau!“, was sie dann schluss-endlich (wie treffend das Adverb hier doch ist!) tatsächlich tat.

Jedenfalls dürfen wir uns (be)rühmen, eine unübersehbar klaffende Lücke in der kunstgeschichtlichen Ikonografie zu füllen und zugleich die allertiefsinnigsten Komponenten des Sujets aufzudecken, nach dem Motto: „Der eine springt, der andere bleibt“, wie es Samuel Moser so wacker hinsichtlich der Problematik von Romananfängen in den *manuskripten* auf den Punkt brachte. Wie viele Absrpünge haben wir alle wohl verpasst im Leben. Wie viele Abenteuer haben wir versäumt, weil wir zu feige waren, einen Sprung ins kalte Wasser zu riskieren. Jetzt sitzen wir mit Wehmut da und stellen uns vor, wie das wohl ausgegangen wäre, wo wir jetzt stehen könnten, hätten wir bloß den Sprung gewagt, damals. „Zu spät!“ – „Später vielleicht“ – „Noch zu früh“ – so denken die Zauderer, die Kleingeister. deshalb fordern wir unsere Leserschaft auf: SPRING! Jetzt gleich! Das Wagnis erweckt die Lebensgeister, entrostet die Ganglien. Das allzu Bekannte ist schal geworden; aber bevor es wirklich ranzig wird: SPRING!! NA LOS DOCH!!!!

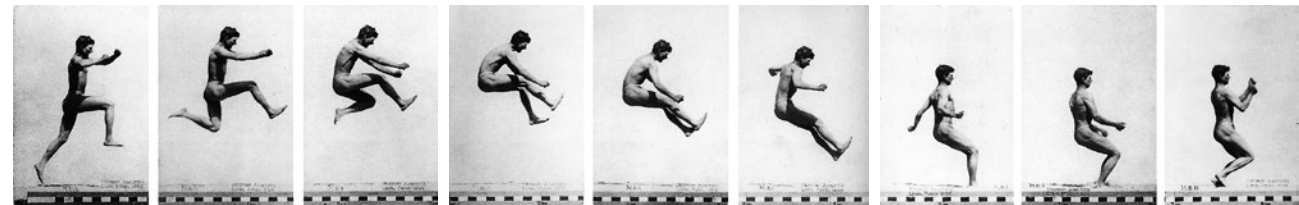
• *Gottfried Hattinger*

KUNST - SPRÜNGE

Gottfried Hattinger

Man kommt nicht heraus aus dem Mechanismus der Sprünge,
im Sternenraum des inneren Flimmerns und Funkelns, der zugleich
geschlossen und nicht geschlossen ist.

Paul Verléry: Cahiers V



Ottomar Anschütz, 1886, 9-teilige Fotografie

Sehen wir uns zuerst einen vorbildlichen Normalsprung an, aufgenommen im Jahre 1886 vom preussischen Fotografen Ottomar Anschütz, der – ähnlich wie Jules-Etienne Marey und Eadweard Muybridge – das Geheimnis der Bewegung mittels Fotografie ergründen wollte. »Um solche Bewegungsbilder recht instructiv zu machen, müßten dieselben von den stärksten und gewandtesten Individuen genommen werden, von den preisgekrönten Siegern eines großen Wett-Turnens z. B.. Solche erlesenen Individuen würden auf diese Weise das Geheimnis ihrer unbewusst erworbenen Fähigkeit offenbaren, von dem sie selbst ohne Zweifel nicht im Stande sein würden deutlich Rechenschaft zu geben.«¹ Sein perfektes Individuum hatte Anschütz wohl »recrutieren« können, wie die Aufnahmen zeigen. – Dies aber bloß zur Einstimmung, weil es uns hier eigentlich nicht um paradigmatische Sport-springer geht, sondern um Motivationen und um eher verquere künstlerische Seitensprünge von bei weitem nicht so perfekten Individuen.

¹ In: *Ins Innere des Bilderbergs*. Fotografien aus den Bibliotheken der Hochschule der Künste und der Technischen Universität Berlin, Berlin 1988.

Wer springt, will woanders hin. Wer springt, nimmt einen Anlauf. Manche Anläufe dauern Jahre bis zum Absprung, zuweilen bleibt es beim Anlaufen, weil zuletzt keine Kraft mehr vorhanden ist, oder weil währenddessen der Anlass zum Springenwollen abhanden kam. Wie beim Frosch, dessen erster Impuls das Hinausspringen ist, wenn er in einen Topf mit warmem Wasser gesetzt wird, jedoch gar nicht merkt, wenn das Wasser langsam erwärmt wird – nicht einmal, wenn er zu Tode gekocht wird. Manche Anläufe hingegen sind kurz, spontan, schnell entschlossen. Alle Energie wird auf den Absprung konzentriert, Muskeln kontrahieren und entspannen sich in befreiender Aktion. Ein Sprung ist endgültig, selten ist eine Revision möglich. Allzuschnell ist alles vorbei, das Ankommen drüben oder unten erfolgt im Augenblick, in der Befreiung oder in der Vernichtung.

Wer springt, will fort. Wer springt, will sich lösen, auch wenn es sich bloß um Gedankensprünge handelt. Was dem Dichter Robert Walser während des kleinen Hüpfers über einen Graben in den Sinn kommt, verlangt nach einer Zeitlupe im physischen Raum. Im Phantasieraum allerdings spielt die Zeit keine Rolle, der Gedankensprung ist losgelöst von der Anziehungskraft: »Schon um halb drei Uhr nachmittags dachte ich plötzlich mitten in einem Gump oder Sprung über ein Gräbelein an eine ferne Stadt, im übrigen aber an die gebratenen Kastanien, die ich mir im Lauf des Ausfluges kaufen würde, ein Vorhaben, das ja dann in der Tat zur Ausführung kam.«² Der Dichter feiert den Sprung im Reich der Imaginationskraft als zugeflogenes Geschenk: »Sprünge, Gümpe sind etwas Herrliches, namentlich wenn sie unerwartet vorkommen.«³ Wer zu viel Bodenhaftung hat, wen die triste Realität zu Grunde drückt, springt im Kopf mit Leichtigkeit in den Kosmos der unzähligen Möglichkeiten und Abenteuer. Den Kopf in den Woken, die Füße im Staub.

Wer springt, löst sich. Phantasie, Traum, Imagination sind die Gedankensprungbretter in Parallelwelten, in ein anderes, lustvolleres Leben. Zwei Generationen nach Robert Walser beschreibt der portugiesische Dichter António Lobo Antunes diesen Zustand: »... indem ich einen kleinen Satz machte und vom ersten Stock bis zum Keller, ganz dicht über den Stufen flog, in einem Platanenballett beim leisesten Windhauch mit einer Grazie emporstieg, die ich niemals besessen hatte, schwebte, mich reckte, leicht das Dach berührte, Purzelbäume schlug, ohne das Haar zu zerzausen ...«⁴

Wer springt, hat keine Zeit mehr. Wer springt, ist am Ende der Geduld. Für den russischen Künstler Ilja Kabakow ist das Springen eine Metapher für die Geschwindigkeit und für den schnellen Wechsel von Situationen in der westlichen Welt. »Man läuft hier gleichsam auf schwimmenden Balken über einen Fluss. Du kennst die Situation, wenn du nur eine Sekunde lang auf einen Stamm treten kannst, aber wenn du nicht die folgenden fünf Stämme vor dir siehst, dann bist du verloren.« Im Verharren liegt das Zögern, nur durch ständiges Spirngen bleibt man präsent, über Wasser. »Heute hier, morgen dort. dieses ‚flohhafte‘ oder ‚fliegenhafte‘ Springen von Ort zu Ort erweist sich als das Stabilste und in einer solchen Situation das Optimale. Damit haben wir das interessante Faktum, dass das Auf-dem-Fleck-Sitzen und Heranzüchten eines Produkts in einem bestimmten Stadium zur Niederlage führt. Dagegen führt das Hin-und-Hergleiten im Netz zum Erfolg.«⁵ Aber in blutarmer Welt sind die Adern schnell ausgesogen. Gierig springen wir wie die Flöhe von einem Wirt zum nächsten und sind zuletzt bloß erschöpft, nicht satt.

2 Robert Walser, Aus dem Bleistiftgebiet, Bd. V., Frankfurt am Main 2000, S. 50

3 Ebd., S. 146

4 António Lobo Antunes, Anweisungen an die Krokodile. Roman, München 1999, S. 20

5 Ilja Kabakow / Boris Groys, Die Kunst der Installation, München 1996

Wer springt, hat Mut. Wer springt, sucht die Gefahr, will wenigstens das Adrenalin zum Kochen bringen. Wer im Alltagsleben keine Aufregungen erlebt, betreibt Sport, fordert den Körper heraus, um Lust und Erschöpfung zu finden. In minoischer Zeit muss das Stierspringen ein Sport oder eine Mutprobe gewesen sein. Eine Frau scheint den Stier zu reizen und ihn zum Angriff zu veranlassen. Der Sportler oder Proband springt in diesem Augenblick auf den Rücken des Tieres, vollführt einen Überschlag und wird dann von einer dritten Person aufgefangen (wiederum von einer Frau; bei der minoischen Kultur Kretas haben wir es immerhin mit einem entwickelten Matriarchat zu tun). Was hat sich seit diesen 2.500 Jahren verändert in unserem Psycho-Haushalt? Wie viele Atavismen haben sich erhalten im Stammhirn? Die moderne Form des Stierspringens ist das Bungee-Jumping. Der Stier mutierte zum Gummiseil, dessen Länge berechnet ist, sodass mit großer Wahrscheinlichkeit kein Aufprall erfolgt. Die Aktion ist wichtig, der freie Fall, der Sturz. Am Ende keine schützende Hand mehr, sondern ein Auspendeln, Erleichterung vielleicht, Stolz auf das Wagnis. Dann als Held zurück ins Büro. Paul Virilio analysiert das Bungee-Springen als wiederholbare Simulation der letzten Ejektion (der gewaltsamen Entfernung) als Vorstufe zur *near death experience* und zitiert den Neurologen Didier Vincent: »Da das Gehirn keine Langeweile mag, berauscht es sich am Sport, am Sex, an Freizeitbeschäftigungen, an Drogen.«⁶



Stierspringer (um 1912, Rekonstruktion eines Freskos aus dem Palast von Knossos, spätminoisch, 1580–1450 v.u.Z.)

Wer springt, muss sich konzentrieren. Wer springt, will den Körper beherrschen, den faulen Sack zu einer Tat zwingen. Oder will Vollkommenheit erreichen, wie im Fall der Turmspringerin Georgia Coleman, die während des Sprunges einen Bogenschuss absolvierte, um ihre Balance und Körperhaltung zu trainieren.⁷ Der Körper will nicht springen, will eigentlich gar keine unnötigen Bewegungen vollziehen, schon gar keine absurden Handlungen begehen. Sehnen, Muskeln, Knorpeln – der ganze Apparat ist Vollzugsorgan der Hirnmasse, die immer neue Befehle gibt, die Gliedmaßen mit Impulsen quält, immer verrücktere Verrenkungen erfindet, die mit natürlicher Bewegung und Erhaltungstrieb nichts zu tun haben. Der arme Körper wird auf Berge gehetzt, muss Langstrecken rennen, wird an Fitnessmaschinen geschnallt, muss von Türmen ins Wasser hüpfen, komische Figuren tanzen, etc.. Die Hirnmasse gibt sich erst dann zufrieden, wenn der Körper am Ende ist, ausgepumpt, müde, fertig, wenn er schwitzt und stinkt, keine Luft mehr bekommt, wenn alle Muskelfasern schmerzen.



Die Turmspringerin Georgia Coleman, Reportagefotografie, Los Angeles 1931

⁷ Aus dem Fotoband „Augenblicke des Jahrhunderts. Meisterwerke der Reportagefotografie von Associated Press“, Stuttgart 1999. Das Foto hat Peter Assmann in der Tageszeitung *Der Standard* gefunden, wo es einer Textpassage von Franzobel: „Konkurrenzscheine. Olympiadisziplinen, die uns noch gefehlt haben“ (Auszug aus seinem Roman „Lusthaus oder die Schule der Gemeinheit“, Wien 2002) beigelegt war.

Wer springt, hat Angst. Wer springt, sucht Deckung. Wer zu langsam springt, ist tot. Ein Soldat springt ins erste Bild im Videofilm »Ständig auf dem Sprung sein« von Marcel Odenbach. Vor dem Hintergrund der blau-weißen Fahne der Vereinten Nationen zeigt der Film Menschen in Gefahrensituationen, auf der Flucht, im Krieg. Die Bilder werden begleitet von Geräuschen, die Gefahr signalisieren: Sirenen, Schüsse, Grollen. Das Ohr ist ja immer offen; der Gehörsinn drängt sich sofort in den Vordergrund, wenn er ein unbekanntes oder gefährvolles Geräusch registriert. Quietschende Reifen, ein Schuss, ein Pfeifen – der Impuls lautet: Schütze dich, Spring!



Marcel Odenbach: Ständig auf dem Sprung sein, 1994, Video, 5:41 Min.

Wer springt, will schnell sein. Um 1940, als der Fotograf Weegee die Aufnahme der Menschenkanone schoss, war das wohl die avancierteste und schnellste Form des Springens. Der Mensch als Projektil, losgeschossen in den Raum – wo und wie trifft er auf? Paul Virilio, der das Foto in seiner Ausstellung »La Vitesse« zeigte, bezeichnet die Sucht nach Geschwindigkeit als eine Version in unserem panischen Wettlauf, der uns von der Schwere befreien sollte, von der Last des Körpers, die die Freiheit unseres Ausdrucks hemmt. »Letztendlich werden die Revolutionierung der Fortbewegung oder die neuere Eroberung des Weltraums nicht mehr mit sich gebracht haben, als den Sprung ins Unbekannte zu verlängern, diesen Sprung des Engels des Begehrens nach Geschwindigkeit, die nichts anderes ist als die Bejahung einer Lebenskraft, die die Trägheit des Körpers überwindet.« Das Foto von Weegee hat die Bewegung eingefroren. Plötzlich sieht der Projektilmensch aus, als würde er nicht katapultiert, sondern bloß wie eine Marionette aus dem Rohr gezogen. Die Hände sind im Begriff, sich wie Flügel zu entfalten, um gemächlich der Mündung zu entflattern, wie ein somnambuler Schmetterling.

p.s.: »Ein kleiner Schritt – aber was für ein Sprung für die Menschheit« hieß es, als der erste Mensch den Mond betrat. Die Menschenkanone reichte dafür nicht aus, für den gewaltigen Sprung war eine Rakete vonnöten. Die US Navy hat getestet, wieviel Druck ein Mensch aushalten kann. Der Astronaut oder Pilot auf dem Foto sieht ganz so aus, als hätte er die Grenze erreicht.

12



Belastungstest für einen Piloten, US Navy

Weegee, Menschenkanone, 1940, Fotografie



Wer springt, liebt den Augenblick. Im Gegensatz zur zirkushaften Spektakularität des Projektilmenschen in Wegee's Aufnahme geht es Roman Signer um den poetischen Augenblick, um eine »schnelle Veränderung«. Das Explosionsmaterial wird auch nicht verwendet, um in die Luft geschossen zu werden, sondern um dem Boden näher zu kommen.⁸ Eigentlich handelt es sich im strengen Sinn nicht um einen Sprung, weil der Körper passiv bleibt, während die Bewegung vollzogen wird. Roman Signer steht auf vier übereinander gestapelten Kisten, die, eine nach der anderen, unter ihm weggesprengt werden. Nach vier ruckartigen Konvulsionen ist er am Boden gleandeet. Das ist es.



Roman Signer, Vier Kisten, Sitter bei Haslen 1985, Holz, Explosionskörper, Zündschnüre.
Foto: P. Liechti



⁸ Allerdings gibt es von Roman Signer eine Aktion, bei der er sich mittels Raketenantrieb auf einem Sessel sitzend in die Höhe katapultiert. Das Bilddokument konnte ich leider nicht finden, die Aktion dürfte – meiner Erinnerung nach, die nicht immer verlässlich ist – zu Beginn der neunziger Jahre in Graz stattgefunden haben.

Wer springt, will sterben. Ein rauschgiftsüchtiger Mann springt aus dem Fenster. Ob aus Verzweiflung oder aus einer Euphorie nach einen »Schuss« heraus, lässt sich nicht sagen, obwohl der Gesichtsausdruck auf einen beseelten Zustand hindeutet, wie auch der Umstand, dass er die Spritze noch in der Hand hält. Es handelt sich um den Dichter Walter Rheiner, der sich im Jahr 1925 zu Tode stürzte. In keinem meiner Lexika, auch nicht in Kindlers Literaturlexikon, ist ein Dichter dieses Namens erwähnt. Er ist also tot, in doppeltem Sinne. Eigentlich sogar in dreifachem, weil sein Freund, der Maler Conrad Felixmüller, dem Selbstmörder sein eigenes Gesicht gab. Zu jener Zeit hatte Felixmüller den expressionistischen Malstil bereits aufgegeben. Nur für das Bild *Der Tod des Dichters Walter Rheiner* wandte er ihn ein letztes Mal an. Zweifacher Abschied.



Conrad Felixmüller, *Der Tod des Dichters Walter Rheiner*, 1925, 185 x 130 cm

Wer springt, ist am Ende. Das Foto zeigt den »Major« Jacques Loustalot auf dem Dach des Maison des Sciences in Paris. Er war der Schatten von Boris Vian in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, als sie mit dem Orchester Abadie in den Vergnügungslokalen von Saint-Germain für die amerikanischen Soldaten ihren Jazz spielten. Für Doughnuts, Omeletts, Schokolade, Zigaretten und Milchkaffee. Loustalot kaufte eines Tages (eines Nachts) einem betrunkenen amerikanischen Offizier dessen Uniform ab und inspizierte damit eine G.I.-Truppe – und tauchte dann in dieser Verkleidung auf Parties und in Bars auf. So wurde er der »Major«. Wenn die falsche Uniform keinen Eindruck machte, versuchte er, die Aufmerksamkeit dadurch zu gewinnen, indem er mit Grammophonnadeln in sein Glasauge stach. Er wollte der verwegene junge Müßiggänger bleiben. Für immer. Zu Beginn des Jahres 1948 stürzte er sich während einer Party von einem Balkon in den Tod.

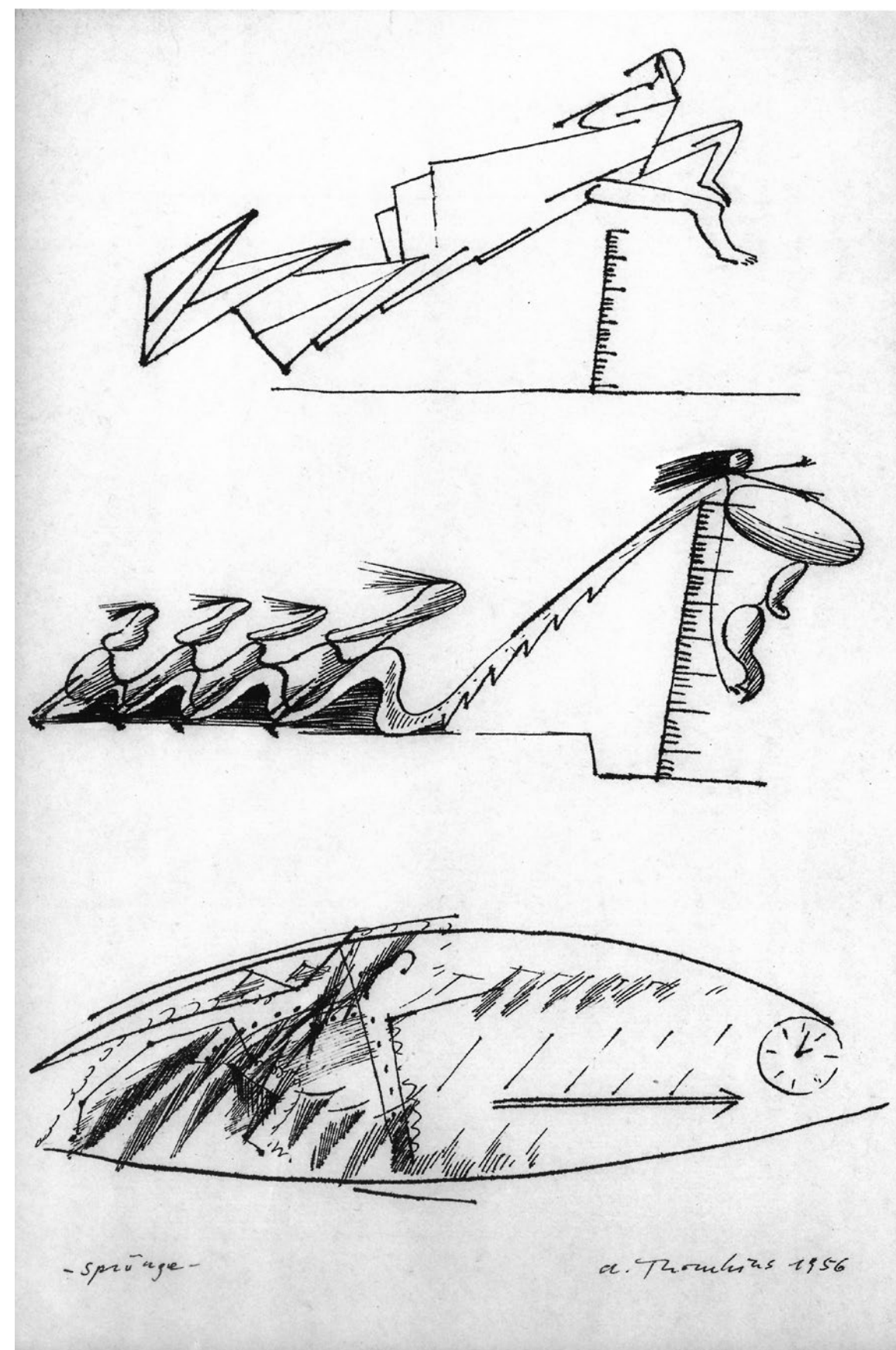


Wer springt, hat sich entschieden. Doch welche Wahl hat man schon: verbrennen oder zerschmettert werden. Der Stürzende in dem Gemälde von Max Beckmann hat sich offensichtlich für letzteres entschlossen; der Sprung aus dem Fenster ist die Rettung vor den Flammen, der Tod wenigstens um einen Augenblick prolongiert. Ganz so einfach macht es uns der Allegoriker Beckmann jedoch nicht: Die Flammen deuten möglicherweise nur an, dass es in den Behausungen der Menschen unerträglich geworden ist, und der Raum, der den Stürzenden umgibt, ist sowohl der Himmel als auch das Meer. Eine unmessbare blaue Tiefe, die von einem Boot und von Vögeln geteilt wird. So wird die Figur des Stürzenden zum Zeichen für den Ausbruch aus dem Verließ der Existenz, zur Flucht in einen neuen Raum.⁹ Das Bild malte Max Beckmann in seinem Todesjahr 1950.



⁹ Für den Kunsthistoriker Friedhelm W. Fischer birgt das Gemälde noch viele weitere Assoziationsfelder. So erinnert ihn die archaisch anmutende Gestalt des Stürzenden an die fallenden Figuren des romanischen Glücksrades an der Fassade von San Zeno in Verona. Jene nackten Körper, die dort am Rande des mächtigen Speichenrades in die Tiefe stürzen, symbolisieren die mittelalterliche Allegorie von der Unzuverlässigkeit irdischen Glücks.: Wer im Leben aufzusteigen meint, muss sich klar darüber sein, dass es damit keine Dauer hat. Das Rad des Schicksals, welches ihn emporhob, bewirkt auch notwendig seinen Fall. Nur eine Spanne Zeit ist jedem vergönnt, und sicheren Halt gibt es in dieser Welt nicht. Auf diese Interpretation, die durch das in das Bild hineinragende Speichengebilde am linken Bildrand evoziert wird, hat sich Max Beckmann aber nicht einlassen mögen. Es ist bloß ein von oben gesehenes Balkongitter, gab er zu verstehen. Friedhelm W. Fischer: Max Beckmann, Köln 1972, S. 86ff.

Wer springt, löst sich auf. Da habe ich eine Zeichnung von André Thomkins gefunden, zu der mit keine Geschichte einfallen will. In dieser Gelegenheit denke ich an das Bestreben der Futuristen, Bewegung darzustellen, Raum und Zeit zu verdichten, oder an George Braque, Pablo Picasso, oder an den berühmten *Akt, die Treppe herabsteigend* von Marcel Duchamp – wäre in dieser Zeichnung nicht diese Ironie, das Lächerliche der Figuren. Solche Vergleiche sind sowieso nur Hilfskonstruktionen, also weg damit. Thomkins selbst suchte eine Art grafische Mathematik: »Man braucht Linien und Zeichen in Form von Dehnungen und Längen, Kürzen, Schweifungen, Brechungen, die, in anderen Aufmachungen, aber im Ausdruck gleichwertig im sprachlichen Satz enthalten sind. Auch die musikalische Notenfolge mit ihren Absätzen in Akkorden berührt mich ähnlich. Ich verspreche mir dadurch ein viel klareres Sehen dessen was mich umgibt und das ich sonst nur mit einfachem Kunstverständnis und -empfindenaufnehmen könnte.« In einem Brief an Eva Schnell zitiert er den Titel eines Blattes von Paul Klee: »Der Witz hat über das Leid gesiegt.«¹⁰



¹⁰ Beide Zitate in: André Thomkins, menschenmöglich. Federzeichnungen 1947-1977, hrsg. von Werner Hofmann, Köln 1988

Wer springt, will in den Himmel. Der Fenstersturz von Yves Klein am 23. Oktober 1960 in Fontenay-aux-Roses geschah nicht in selbstmörderischer Absicht. Bereits um 1947 teilten sich er und seine Freunde Claude Pascal und Armand Fernandez die Welt auf, wobei Yves Klein der Himmel zufiel. Der Sprung aus dem Fenster in den Himmel könnte ein Appell an die heilswilligen Menschen sein, sich von den technischen Möglichkeiten zur Levitation nicht in die Irre führen zu lassen. Diese Deutung liegt nahe, weil sich Klein zu dieser Zeit mit der Weltanschauung der Rosenkreuzler befasste, insbesondere mit dem Buch von Max Heindel über das esoterische Christentum der Zukunft, wo der Luft im Kontext mit dem Epheser-Brief eine patriotische Dimension zugewiesen wird.

Es könnte sich aber auch um das Freisetzen energetischer Kräfte mit der Folge stofflicher Zerstrahlung drehen, der »Dematerialisation«. Aber wir bestehen doch auf den rosenkreuzlerischen Zusammenhang, weil er mit dem Sprung eine nach außen gekrümmte Köperform nachstellte, die von den Rosenkreuzlern als Osmose mit der Materie im Weltraum gedacht wird. Der Künstler wird damit als Statthalter der Engel eingesetzt.¹¹ Laut Selbstaussage trainierte Yves Klein die »dynamische Levitation« regelmäßig und unter Lebensgefahr. Ziel war die Befreiung der Skulptur vom Sockel. Das Foto hat übrigens den Titel *Le Peintre De L'Espace Se Jette Dans Le Vide*; der Weltraummaler wirft sich in die Leere.



¹¹ Nach Thomas Kellein, in: Sputnik-Schock und Mondlandung. Künstlerische Großprojekte von Yves Klein bis Christo. Stuttgart 1989. Foto: Harry Shunk

Wer springt, hat keine Wahl. »Suicide« ist ein Siebdruck aus dem Jahr 1962. Andy Warhol variierte das Motiv des Springens von einem Hochhaus bis 1964 einige Male. Heute haben wir noch die eindringlichen (Fernseh)Bilder von panischen Todessprüngen aus den Fenstern des World Trade Buildings vor Augen, und die schattenhafte Figur des Warhol'schen Selbstmörders lässt frappante Assoziationen entstehen. Warhol beschäftigte sich in seinem Werk immer wieder mit Katastrophen und Aggressionsakten. Zu seinen Motiven zählen Atombombenexplosionen, Gangsterbegräbnisse, Autounfälle, Rassenunruhen, Verbrecherporträts. Zu diesen Themen wurde er wiederholt zur sozialen-gesellschaftskritischen Bedeutung befragt. Seine Antwort war stets: »Keine Bedeutung, keine Bedeutung«. Wie hätte er, im September 2001, auf die mörderischen Flüge in die Türme von New York reagiert? Hätte er? (Es gibt niemanden in der Geschichte der coolness, der cooler als Andy gewesen ist, behauptet Calvin Tomkins). – Wären die Live-Bilder eine zu starke Konkurrenz gewesen?

Das Bild auf der nächsten Doppelseite hat Candice Breitz angesichts des Terroranschlags auf die Twin Towers New York am 11. September 2001 beigetragen und ihm den Titel *After Andy Warhol* gegeben.



Andy Warhol, Suicide, 1964, Siebdruck auf Papier, 1001,5 x 76 cm



Wer springt, will fliegen. Gino de Dominicis führt fünfmal hintereinander folgende Übung vor: Auf der Spitze eines Hügels breitet er die Arme aus, lässt sie schneller und schneller kreisen, geht ein wenig in die Knie und springt hinunter. Der Künstler erklärt den Zweck der Übung: »Vielleicht ist es, weil ich schwimmen kann, dass ich mich entschlossen habe, fliegen zu lernen. Seit drei Jahren mache ich diese Übung. Es kann wohl sein, dass ich mein Ziel nicht erreichen werde. Aber wenn ich meinen Sohn dazu überreden kann, mit den Übungen fortzufahren, und ebenso die Söhne meines Sohnes, kann es doch geschehen, dass einer meiner Nachfahren entdeckt, dass er wirklich fliegen kann.« Das war 1970. Es ist nicht überliefert, ob sich schon eine genetische Veränderung spürbar macht. Vielleicht hat er längst aufgegeben. Oder sein Sohn wollte nicht damit fortfahren.



Wer springt, will fallen. Wer springt, protestiert gegen die Schwerkraft und ist ihr doch unterworfen. Der Zustand zwischen Sprung und Aufprall, das Stadium des Fallens ist zu flüchtig, um wirklich wahrgenommen, genossen zu werden. Schon beim Absprung sind alle Sensorien auf die Kollision gerichtet. Niemand sonst hat sich so obsessiv mit diesem flüchtigen Augenblick befasst wie Bas Jan Ader, der den Moment des Fallens mittels Fotografie und Kamera festhielt. Während er vom Dach seines Hauses sprang oder mit seinem Fahrrad in eine Amsterdamer Gracht stürzte. Ein anderes Mal sieht man ihn vor dem von Mondrian gemalten Leuchtturm hin- und her schwingen und zu Boden stürzen. Nur in seinem Film *Der Junge, der kopfüber in die Niagara-Fälle stürzte* bleibt er in einem bequemen Sessel sitzen, liest die gleichnamige Geschichte in einem Reader's Digest-Heft und trinkt ein Glas Wasser dazu. Mit 33 Jahren, am 9. Juli 1975, brach er mit einem kleinen Segelboot von Cap Cod aus auf, um den Atlantik überqueren. Vor der irischen Küste wurde ein Jahr später das Boot gefunden, in dem nur der Reisepass lag. Offenbar hatte vom Bootsrand aus der letzte Sprung des Bas Jan Ader stattgefunden. Das Fallen muss sehr kurz gewesen sein.



Bas Jan Ader, Broken Fall (Organic), Amsterdamse Bos, Holland 1971, s/s-Fotografie.
Foto: Franz Fischer

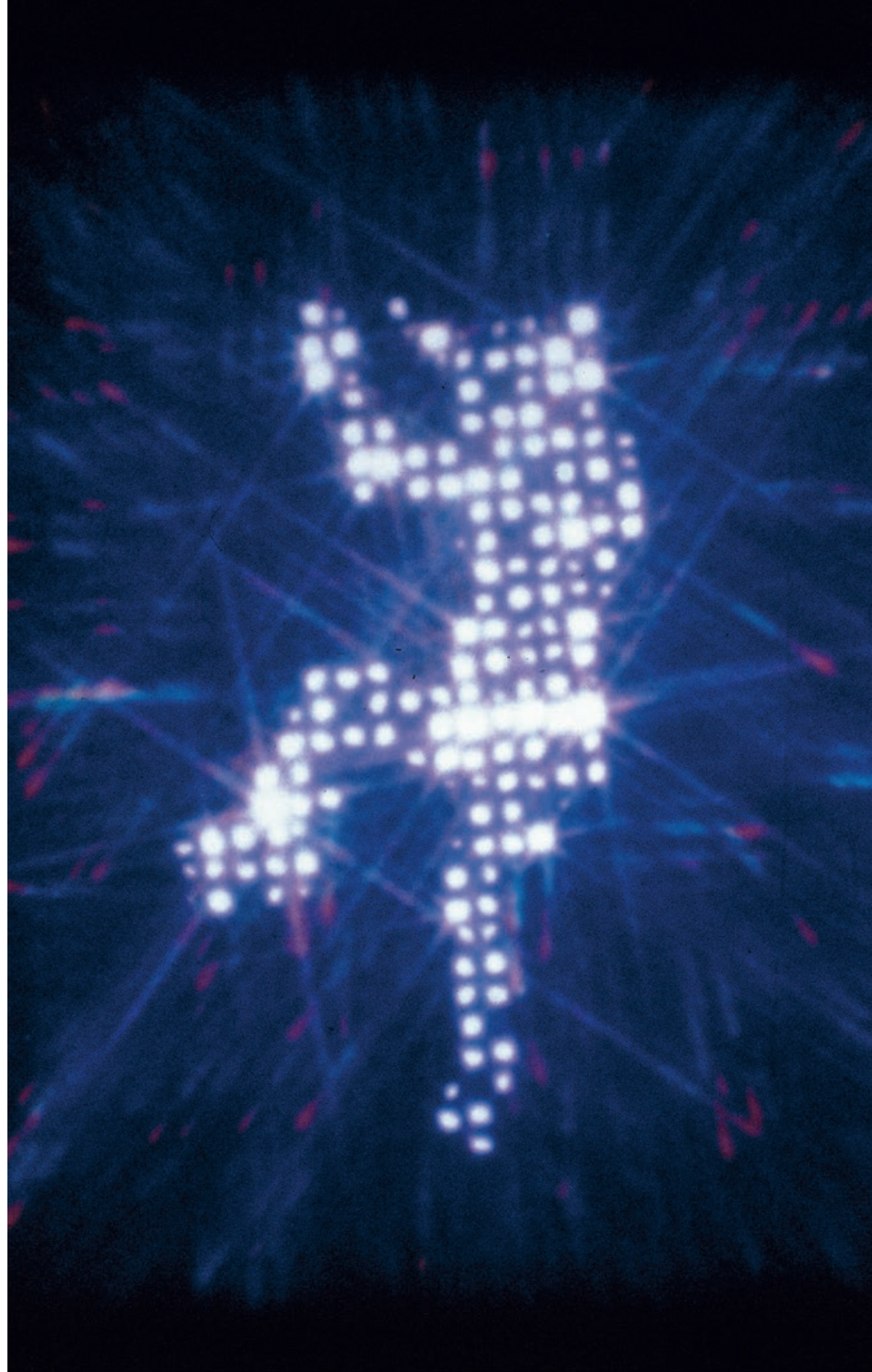
Wer springt, will aus dem Bild. Dieser Sprung während einer frühen Video-Performance *Organic Honey's Vertical Roll* von Joan Jonas ist von den Betrachtern nicht zu sehen, weil das Geschehen hinter einer Wand verborgen ist, und weil die Kamera nur einen kleinen Ausschnitt über dem Boden zeigt, der in den Monitor vor dem Publikum übertragen wird. Joan trägt ein schönes, schwarzes, mit Edelsteinen geschmücktes Bauchtanz-Kostüm, das sie bis zum Nabel hochrafft, um zunächst kleine Hüpfen zu absolvieren, im Rhythmus von Schlägen auf Holz. Dann springt sie, immer höher, so hoch als es ihr möglich ist, um den Sichtraum der Kamera zu verlassen – in diesen Momenten sehen die Zuschauer nur ein leeres Bild. Zum Schluss fällt sie auf den Boden und klatscht in die Hände, eine Handfläche oben, eine Handfläche unten. Die Handflächen berühren sich aber nie, trotzdem sind Klatschgeräusche zu hören. Ich mag die Konzentration, die Joan Jonas in diesem Moment ausstrahlt, eine Konzentration und eine Energie, die aufgewendet wird, um ein Sichtfeld zu verlassen, um eine Leere zu zeigen.



Joan Jonas, *Organic Honey's Vertical Roll*, 1972. Performance in der Leo Castelly Gallery, New York 1973. Foto: Peter Moore

Wer springt, will sich lösen. In 26 Sekunden zeigt der Stummfilm *The Jump* von Jack Goldstein den Sprung eines Turmspringers vom Sprungbrett in das Schwimmbecken. So weit so banal, wäre da nicht die Auflösung des Körpers in leuchtende Punkte, die die Szene wie eine Werbetafel in Las Vegas wirken lassen. Handelt es sich dabei um elektrische Beleuchtung, verbirgt sich hinter den Lichtpunkten tatsächlich eine menschliche Figur, hat der Sprung tatsächlich stattgefunden oder ist die gesamte Szene eine im Computer erzeugte Animation? Dem Künstler zufolge versteht sich der gesamte Film als mnemotechnische Szene, die auf eine rot gestrichene Wand projiziert wird. Durch die Animation wird jeder anekdotische und subjektive Inhalt eliminiert, ein Scheinbild und ein Geschehnis, das uns unsere Erinnerung bloß vorspiegelt. »Es erscheint absurd, die Welt durch unsere Körper verstehen zu wollen, denn wir nehmen die Welt in uns auf, oder wir betrachten sie, oder unsere Vorstellungen von der Welt finden in den Medien, in Bildern statt«, schreibt Jack Goldstein¹², und: »In meinem Werk spreche ich von der Technik als etwas, was heute die Landschaft ist. Es geht nicht mehr um Natur, es geht um eine synthetische Wirklichkeit ... denn gleichzeitig beginnen jene Dinge – die Objekte in der Welt um mich – erst wirklich zu werden, indem sie Vorstellungen jener Dinge sind.« – Trotzdem stelle ich mir vor, wie der Turmspringer mit elektrischer Beleuchtung ins Wasser springt und während des Eintauchens verbruzzelt.

¹² Zitat aus: Jean Fisher: Jack Goldstein – Feuer/Körper/Licht. Städtische Galerie Erlangen und Kunstverein Ingolstadt, 1985.



Wer springt, greift an. Hoch springt er, vor allem aber wild entschlossen. Ausdrucksvoll das Zusammenspiel der Muskeln im Körper variierend. Alles am Körper ist im expressiven Einsatz, vor allem das Gesicht bestimmt immer wieder neue Ausdrucksvariationen. Dabei ist Johann Jascha keinesfalls ein Spitzensportler, vielmehr als einer der individuellsten Zeichner Österreichs bekannt. Die Aktionen des Johann Jascha, die als integraler Bestandteil seines gesamten sehr weit gespannten künstlerischen Werks betrachtet werden müssen, sind aber grundsätzlich auf das Sprunghafte angelegt. In vielen Fällen handelt es sich um spontane Ausdruckssetzungen. Bevor die Umwelt überhaupt reagieren konnte, war die Aktion schon wieder vorbei. ... Und Jascha springt hier mitten hinein in die Emotion, mitten hinein in das Bekenntnis zu einem individuellen Künstler-Ich. Und er springt dann auch wieder weg und weiter, so dass die Netze der Kunsttheorie nicht sehr intensiv festgezogen werden können, weil sie den Springer nicht wirklich festhalten können.

(Peter Assmann)



Johann Jascha, Anspringen, 1974

Wer springt, ist glücklich. Endlich einmal ein Freudensprung! Wie viele Sprünge werden aus Verzweiflung vollzogen, aus Not, Tollkühnheit oder auf der Flucht! Welche Erleichterung also, diesen Jubelsprung zu sehen, eine hochgestimmte Bewegung aus Begeisterung, die den Körper jegliche materielle Schwere nimmt und ihn in der Luft tanzen lässt. Wann haben WIR diesen Zustand letztes Mal erlebt? Wann hat UNS zuletzt solch reine Freude in die Höhe gerissen?



Zu diesem Foto gehört eigentlich ein zweites (es ist ein Zwillingssdings, wie mir Uwe Bressnik schreibt), wie es auch nicht nur von Uwe stammt, sondern ebenso gut von Heiko, der sein Zwillingssbruder ist. Die Fotos

sind vor fünfzehn Jahren auf der großelterlichen Alm entstanden. Uwe ist gesprungen, Heiko hat fotografiert, aber das Hochformat ähnelt eher Heiko, wie Uwe sagt. Ist also Heiko auch gesprungen? Nach so vielen Jahren ist das selbst für ein Zwillingssbrüderpaar nicht mehr so genau nachzuvollziehen. Um dem Spiel mit Identität und Autorenschaft Nahrung zu geben, wurden die beiden Bilder schon mal als Personalfotos in einem Katalog abgedruckt, obwohl niemand weiß, wer Heiko ist, wer Uwe. Für die viele Jahre später angefertigten Inkjet-Prints ist jedenfalls ein Hinweis im Titel gegeben: Das Querformat heißt *Uwe Bressnik (Foto: H. Bressnik)*, das Hochformat heißt *Heiko Bressnik (Foto: H. Bressnik)*. Wir müssen damit zufrieden sein und das Springen zwischen den Identitäten akzeptieren, was bei Zwillingen vielleicht ein Normalzustand ist.

Uwe Bressnik: Uwe Bressnik, 1994, Foto 1987, Ink-Jet-Print auf PVC nach Foto, 151 x 115 cm.
Zu diesem Bild gibt es ein Gegenstück mit dem Bruder des Künstlers, Heiko Bressnik.
Beide Fotos befinden sich in der Kunstsammlung der Stadt Wien.



Wer springt, will sich erheben. Der Moment des Fallens nach dem Sprung ins Leere scheint auch für Dara Friedman das auslösende Motiv für ihren Film zu sein. Das Hinschweben zum Horizont, den sie als »Sehnsuchtsleine« benennt. Sie spricht auch von einem »Schlaf-Fliegen« und einem »Wunsch-erfüllungsraum, in dem man einen Augenblick der Befreiung in schwacher Zeitlupe miterleben kann.«¹³ Ähnlich wie bei Yves Klein geht es nicht um ein Hinunterspringen, sondern um eine Art Wegschweben in eine vorgestellte Welt hinter der Linie des Bekannten. Aber was befindet sich hinter dem Horizont? Hat eine Antipodin auf der anderen Seite den umgekehrten Wunsch, die Linie zu überwinden? Auch diese Sehnsucht bleibt unerfüllt – der Horizont ist niemals erreichbar.



Dara Friedman, *Gouvernement Cut Freestyle*, 1998, Video, 9:20 Min.

¹³ In: *Aquaria*, Ausstellungskatalog, hrsg. von Barbara Wally, Landesgalerie Linz, 2002

Wer springt, will siegen. Was sonst treibt einen Menschen an, seine Energie, sein ganzes Streben und Trachten dahin zu richten, einen Millimeter höher zu springen als die Konkurrenz – nach langen Jahren des Trainings, der Qual, der Entsagung, der Niederlagen und der kleinen Siege auf dem Weg zum Großen Sieg. Geht es um diesen Millimeter, den Rekord, der schon nach kurzer Zeit von einem anderen Menschen wieder um einen Millimeter überboten wird? Oder geht es um den ebenso kurzlebigen Ruhm? Wer kennt noch die Olympiasportlerin Ulrike Meifraith? Die Künstlerin Ulrike Rosenbach bearbeitete Reportagefotos von einem mißglückten Sprung der Sportlerin zu einer zweiteiligen großen Fotoarbeit, die in den Zyklus *Das Bild der Frau in der Nachkriegszeit* integriert wurde. Die Latte ist gefallen, das Bild gibt Zeugnis vom Versagen.



Ulrike Rosenbach, *Der Sprung*, Farbfotosequenz, 1998



Wer springt, will stürzen. Zwei Sprünge kommen im Film *Die fabelhafte Welt der Amélie* von Jean-Pierre Jeunet vor. Gleich zu Beginn wird von einem Goldfisch erzählt der fast täglich Selbstmordversuche unternimmt, indem er mit verzweifelter Energie aus dem Glas springt. Auch der zweite Sprung geschieht in selbstmörderischer Absicht: Eine »Touristin aus Quebec« stürzt sich aus Liebeskummer vom Dach der Notre-Dame, genau in dem Moment, als Amélie mit ihrer Mutter aus dem Portal der Kirche tritt, wo sie um ein Brüderchen für Amélie gebetet hatten. Anstelle eines Brüderchens fällt diese liebeskranke Touristin vom Himmel, genau auf die Mutter, die auf der Stelle tot ist. Die Springerin wird vom Boden aus wahrgenommen, als winziger schwarzer, in den Himmel geritzter Strich. Nach dem Absprung wechselt der Kamerablick in die Augen der Stürzenden, sieht die zwei Figuren auf dem Platz in rasender Bewegung näherkommen, um sich im Augenblick des Aufpralls mit den entsetzt aufblickenden Gesichtern mit den aufgerissenen Augen zu verwirbeln.

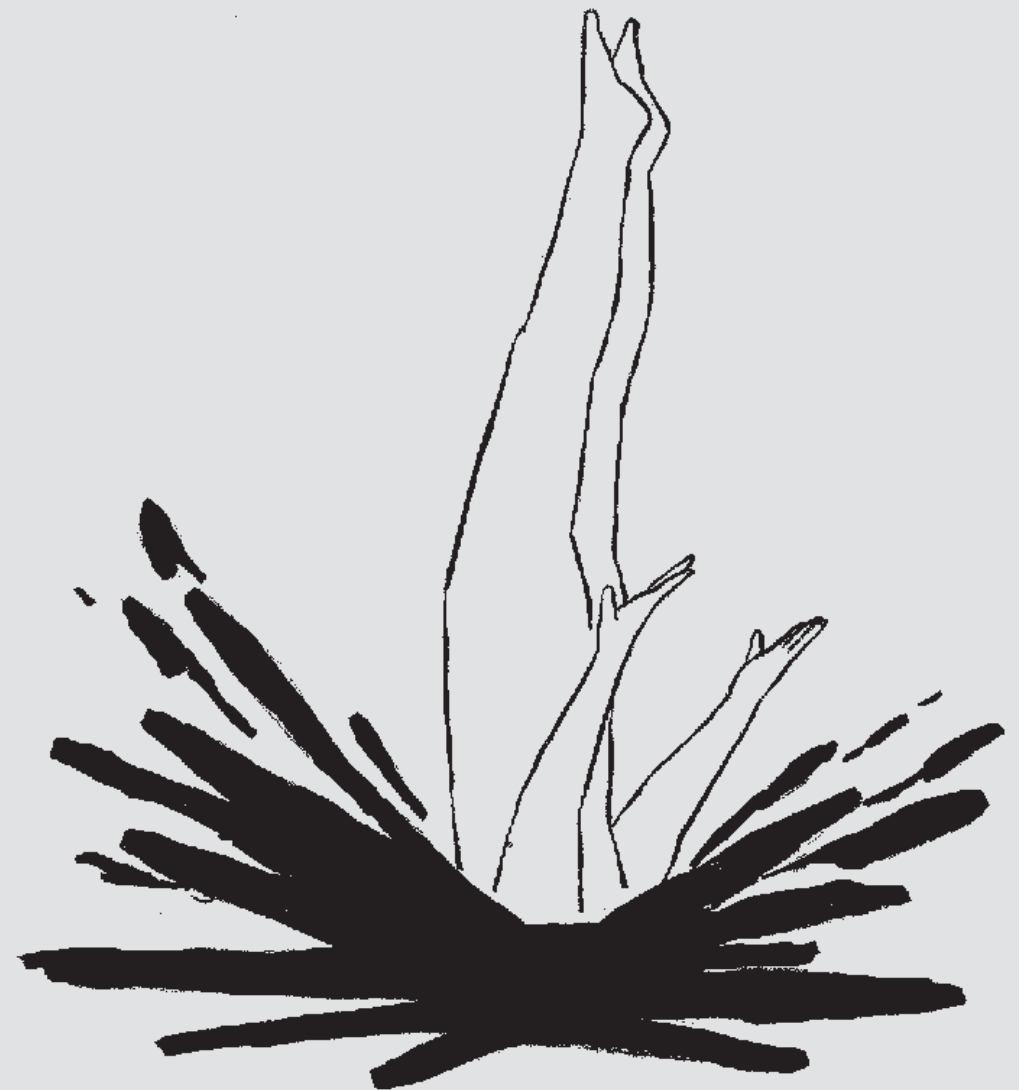
Stills aus dem Film „Die fabelhafte Welt der Amélie“ von Jean-Pierre Jeunet, Frankreich 2001. – Herzlichen Dank an Wolfgang Steininger, dem Direktor des Movimiento und des City-Kinos Linz, für die zeit- und kraftaufwändige Aktion, die erforderlich war, die gewünschten Bilder in der Filmrolle zu finden.



Wer springt, wird nass. Die Teilnahme als offizielle Österreichkünstler bei der Biennale Venedig war für die Gruppe Gelatin sicherlich ein Karriere-Sprung. Den Aufenthalt in der Lagunenstadt benutzten die Jungs aber auch dazu, reale Sprünge in das brackige Kanalwasser zu vollziehen: von Brücken, Fenstern, Gondeln; mit Stühlen, Aktentaschen etc.. Sämtliche Sprünge sind in einem dicken Ringbuch dokumentiert, das neben den Fotos nur zwei Zeilen Text aufweist – ein Zitat von Douglas Adams: »Die Kunst des Fliegens besteht darin, sich zu Boden zu werfen, diesen aber zu verfehlen.«



Wer springt, weiß nicht wohin. Die Zeichnung von Ulrike Lienbacher ist speziell für dieses Themenheft entstanden. Mit welcher Eleganz hier ins Wasser gesprungen wird! Aber handelt es sich tatsächlich um Wasser? – Es hat gar nichts leichtes, transparentes, erfrischendes. Es ist ein dunkles, ein schwarzes Element, das die eindringende Bewegung mit einer gewissen Zähigkeit aufnimmt. Kein Hinweis auf einen erquickenden Akt, im Gegenteil. Wäre da nicht die Leichtigkeit der Bewegung, die doch auf Freiwilligkeit schließen lässt. Letztlich führt jeder Sprung in die Ungewissheit und zur Frage, was danach kommt. Die Befreiung oder das alte Dilemma? Himmel oder Hölle? Ruhe oder ein neuer Anlauf?



Ulrike Lienbacher, Vignette für kursiv, 2002, Tusche auf Karton, 29,7 x 21 cm